

Ludwig Jäger

„Outthereness“

Über das Problem des Wirklichkeitsbezugs von Zeichen

1 Die ‚Wiederkehr des Realen‘

In seinem 1998 erschienenen Buch *Geist, Sprache und Gesellschaft*, dem er den Untertitel *Philosophie in der wirklichen Welt* gab, beklagte der Sprachphilosoph John Searle den Niedergang dessen, was er die „Aufklärungsvision“ der westlichen Zivilisation nannte (Searle 2001, 10). Die lange gehegte Überzeugung, – so Searles Charakterisierung dieser Vision – dass das Universum vollständig verständlich sei und wir deshalb zu einem systematischen Verständnis seiner Natur gelangen könnten, dass es „eine wirkliche Welt“ gebe, „die von allen unseren Repräsentationen, von all unsern Gedanken, Gefühlen, Meinungen, Sprachen, Diskursen, Texten usw. total und absolut unabhängig“ sei (Searle 2001, 24), habe in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch eine Reihe von intellektuellen Entwicklungen eine tiefgreifende Erschütterung erfahren:

Zu diesen Entwicklungen zählt er etwa Einsteins Relativitätstheorie, die unsere fundamentalsten Annahmen über Raum und Zeit, über Materie und Energie in Frage gestellt habe, Freuds Psychoanalyse, die als Evidenz für die Unmöglichkeit eines rationalen Bewusstseins verstanden worden sei sowie schließlich – als vielleicht entscheidendste intellektuelle Infragestellung des realistischen Weltbildes – die Heisenbergsche Quantenmechanik, die – so Searle – zu zeigen schien, „daß die materielle Wirklichkeit auf ihrer fundamentalsten Ebene indeterministisch ist und daß der Beobachter durch den Beobachtungsvorgang selbst die von ihm beobachtete Wirklichkeit teilweise mitschafft“ (Searle 2001, 10 f.).¹ Searle beklagt hier eine grundlegende Irritation des realistischen Weltbildes, die Popper in seiner Logik der Forschung mit Blick auf Heisenberg so formuliert hatte (Popper 1973, 169):

Noch immer entzieht die Natur in raffinierter Weise gewisse in der Theorie auftretende Größen der Beobachtung. Das hängt mit den von Heisenberg aufgestellten sogenannten Unbestimmtheitsrelationen zusammen. [...] Jede physikalische Messung beruht auf einem Energieaustausch zwischen dem zu messenden Objekt und dem Meßapparat (eventuell

Anmerkung: Vortrag (Heidelberg, 16. 10. 2015)

¹ Vgl. hierzu auch Popper (1973, 169).

Open Access. © 2018 Ludwig Jäger, publiziert von De Gruyter.  Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 Lizenz. <https://doi.org/10.1515/9783110563436-014>

Unauthenticated
Download Date | 2/24/20 5:40 PM

dem Beobachter); [...]. Der Energieaustausch wird den Zustand des Objekts verändern, so dass dieser nach der Messung ein anderer sein wird als vorher.

Searle selbst vervollständigt seine, ihn „trübsinnig stimmende Liste“ (Searle 2001, 12) der Verfallssymptome der westlichen ‚Aufklärungsvision‘ durch Kuhns und Feyerabends Hypothese der Beobachtungsabhängigkeit jeweiliger ‚Wirklichkeiten‘ von den Forschungsparadigmen, in denen sie untersucht werden,² weiterhin durch die von ‚einigen Anthropologen‘ konstatierte ‚Kulturrelativität‘ der Rationalität sowie schließlich durch den Postmodernismus insgesamt, der sich – so Searle – fälschlicherweise „als Überwinder der Aufklärungsvision“ ansehe. Searle seinerseits hält – im Rahmen dessen, was er „externen Realismus“ nennt – nichts von dieser Überwindungsannahme (Searle 2001, 12):

Um meine Karten gleich von Anfang an auf den Tisch zu legen: Ich teile die Aufklärungsvision. Ich denke, daß das Universum völlig unabhängig vom menschlichen Geist existiert und daß wir – im Rahmen von Grenzen, die durch unsere evolutionäre Ausstattung gesetzt sind – dazu gelangen können, die Natur des Universums zu begreifen.

Natürlich könnte man dem Ensemble der Erschütterungen des realistischen Weltbildes noch weitere Beispiele hinzufügen, etwa Quines Destruktion der beiden Dogmen des Empirismus: (1) des Dogmas der prinzipiellen Bindung sinnvoller Aussagen an ihre Rückführbarkeit auf Erfahrungsaussagen sowie (2) desjenigen der strikten Unterscheidung synthetischer und analytischer Sätze.³ Quines Umsturz der empirizistischen Dogmen sowie die breite Entdeckung der Theorie-durchsetztheit der Beobachtung schienen in der Tat die Fundamente des ‚Realis-

² Vgl. Kuhn (1973, 96 ff.). „Paradigmenwechsel“ der „normalwissenschaftlichen Tätigkeit“ sind deshalb für Kuhn nicht nur mit der Einführung neuer Theorien, sondern auch mit „Wandlungen des Weltbildes“ verbunden: „Es ist fast, als wäre die gelehrte Gemeinschaft plötzlich auf einen anderen Planeten versetzt worden, wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekannte sich hinzugesellen. [...] Paradigmenwechsel veranlassen die Wissenschaftler tatsächlich, die Welt ihres Forschungsbereichs anders zu betrachten. [...] Was in der Welt des Wissenschaftlers vor der Revolution Enten waren, sind nachher Kaninchen“ (Kuhn 1973, 151).

³ Vgl. van Orman Quine (1951); vgl. hierzu auch Putnam (1962); der Unterscheidung lag „eine saubere Arbeitsteilung zwischen Philosophie und empirischen Wissenschaften“ zugrunde: „Die Philosophie hat die Aufgabe, unsere Begriffe zu analysieren, die empirische Wissenschaft dagegen beschreibt und erklärt für Welt. [...] Der neuen Interpretation zufolge handelt es sich dabei um eine *relative* Unterscheidung, die jeweils nur für einen bestimmten Wissensstand gilt. [...] Und das bedeutet, daß es keine strikte Trennung zwischen Begriffsanalyse und empirischer Wissenschaft gibt: Was als eine begriffsanalytische Auskunft gilt, hängt vom Stand unseres empirischen Wissens ab“ (Bieri 1981, 19).

mus‘ ins Wanken gebracht zu haben und nährten – wie Rorty formulierte – ‚die Furcht‘, es könne einen theoretisch unvermittelten Kontakt mit der Wirklichkeit als ‚Prüfstein der Wahrheit‘ nicht geben und es sei der Naturwissenschaft das Privileg abhandengekommen, das sie lange Zeit gegenüber den ‚weichen Diskursen‘ ausgezeichnet hatte, nämlich evident zu machen, „daß es *da draußen* sehr wohl etwas gibt“, dass „die ‚objektive Referenz‘ auf Dinge *da draußen*‘ möglich sei“, das Privileg, herauszufinden, „was für Gegenstände es in der Welt gibt und welche Eigenschaften ihnen zukommen“ (Rorty 1994, 294 f.).⁴

Wenn also die Möglichkeit des unmittelbaren Wirklichkeitskontaktes mit den Objekten *out-there* bereits im Rahmen der Forschungsparadigmen der Naturwissenschaften problematisch geworden zu sein scheint, um wie viel abhängiger von Vorannahmen, Modellen, Hypothesen und Theorien sind dann die narrativ und semiologisch verfassten ‚Objekte‘, die die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften ‚beobachten‘? Von Poppers Satz, dass „Beobachtung [...] stets Beobachtung im Lichte von Theorien“ (Popper 1973, 31) sei, bis etwa zu Manfred Riedels Feststellung, dass sich Geschichte im transzendentalen Rahmen des Wissens von ihr konstituiere,⁵ reichen die Markierungen eines epistemologischen Habitus, der sich zum einen sowohl in den Naturwissenschaften und in der Wissenschaftsforschung zu den Sciences, als auch zum anderen in den Geistes- und Kulturwissenschaften etablierte, eines Habitus, der den wissenschaftlichen Beschreibungs- und Untersuchungssystemen eine konstitutive Rolle für die ‚Wirklichkeit‘ des jeweils Untersuchten zuweist. Seine Durchschlagskraft schien dieser Habitus insbesondere aus dem Umstand zu gewinnen, dass er sich nicht nur im Horizont poststrukturalistischer Kulturtheorien artikulierte, wie etwa in Derridas Feststellung, dass es einen Referenten jenseits des Textes, „ein Signifikat, dessen Gehalt außerhalb der Sprache [...] seinen Ort“ habe, nicht geben könne – „Ein Text-Äußeres gibt es nicht“ (Derrida 1974, 274), sondern dass er getragen wurde durch ein intellektuelles Netzwerk von Überzeugungen, in dem sich mathematische, physikalische und philosophische Argumentcluster zu einem *antirealistischen Meinungsklima* zusammengeschlossen hatten, in dem nicht nur die Konzeptualisierungen im engeren Sinne ‚kultureller‘, sondern auch die ‚wissenschaftlicher‘ Tatsachen⁶ in den Bann einer konstruktivistischen Epistemologie gerieten: auch wissenschaftliche Fakten schienen nun dem Erkenntnisprozess nicht mehr als ‚objektives So-und-so-Sein der Dinge‘ vorauszuliegen: denn – so Goodman –

4 Meine Kursivierung.

5 Vgl. Riedel 1971, 89.

6 Dass auch naturwissenschaftliche Fakten kulturelle Tatsachen sind, hat Lorraine Daston gezeigt: Vgl. etwa Daston (1998).

„Realität in einer Welt sei größtenteils eine Frage der Gewohnheit“ (1984, 35) und „Realismus“ eine Sache der „Impfung“ (1998, 46). Latour und Woolgar vertraten in ihrer berühmten anthropologischen Untersuchung der Labortätigkeit eines Forschungslabors bei der Entdeckung der sog. Peptidhormone die These, es sei ein „irreführender Eindruck, dass die Präsenz eines bestimmten Objektes [dem Untersuchungsprozess] vorausliege und dass solche Objekte nur darauf warten, rechtzeitig durch Wissenschaftler in ihrer Existenz entdeckt zu werden“:⁷ „[...] ‚Dadraußenheit‘ [,out-there-ness‘] ist eher die Folge wissenschaftlicher Arbeit, als deren Ursache“ (Latour/Woolgar 1986, 128 f.).⁸

In den letzten Jahren scheint sich nun freilich in den Kulturwissenschaften ganz im Sinne Searles ein Wandel, gleichsam ein *realistic turn*, anzukündigen, der sich gegen das lange vorherrschende ‚antirealistische Meinungsklima‘ in der kulturwissenschaftlichen Theoriebildung wendet, für dessen Entstehung insbesondere der *linguistic turn*⁹ und seine poststrukturalistischen Filiationen verantwortlich gemacht werden. Von einer Epoche „nach den Zeichen“ ist die Rede, in der die „Krise des Poststrukturalismus“ im Begriffe sei, zu einer „Wiederkehr der Wirklichkeit“ zu führen.¹⁰ Die ‚Wiederkehr des Realen‘¹¹ wird nun zum Leitspruch einer epistemologischen Neuverortung, die als ‚realistische Wende‘ – wie Assmann, Jęftic und Wappler formulieren – „aus dem selbstgenügsamen Symbolsystem der Postmoderne hinausweist – auf Gegenstände, empirische Evidenz, Emotionalität, Wahrheitsgehalt und harte Fakten“ (Assmann/Jęftic/Wappler 2014, 15).¹² Hatte Searle 1998 seinen Versuch einer Rückverpflichtung der Philosophie auf eine realistische Epistemologie unter die Maxime eines *externen Materialismus*¹³ gestellt, so möchten – scheint es – in zunehmendem Maße auch

7 Die Übersetzungen aus diesem Buch stammen von mir.

8 Vgl. Latour/Woolgar (1986, 182); Die ethnomethodologische Studie Latours und Woolgars „bezieht sich auf die Art und Weise, in der die täglichen Aktivitäten der arbeitenden Wissenschaftler zur Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen (facts) führen.“ Vgl. dies. (1986, 40). Vgl. hierzu auch Latour (2002, 12).

9 Vgl. hierzu Rorty (1967/1992; 1979); vgl. hierzu auch unten Abschnitt 2.

10 Vgl. etwa das Programm einer Graduierten-Konferenz, die unter dem Thema „Nach den Zeichen. Die Wiederkehr der Wirklichkeit und die Krise des Poststrukturalismus“ (2007) an der FU Berlin stattfand.

11 Vgl. etwa Foster 1996; Assmann/Jęftic/Wappler 2014.

12 Die Autorinnen stellen ihre These von einer Rückkehr des Realen in dem von ihnen herausgegebenen Band in den Kontext der Reflexion traumatischer Erfahrungen in den Künsten. Sie schließen dabei an eine Überlegung Fosters an, der feststellt, es habe den Anschein, „als sei das Reale, das die poststrukturelle Postmoderne verdrängt“ habe, „als Trauma zurückgekehrt“ (Foster 1996, 166).

13 Vgl. Searle 1998/2001, 23 ff, 45 ff.

die Kulturwissenschaften ihre Theoriebildung wieder dezidiert ‚in der wirklichen Welt‘ jenseits der Zeichen situieren. Es komme gegenwärtig – wie Koschorke und Vogel 2008 diagnostizierten – „ein offenbar unausrottbares Bedürfnis zum Vorschein, doch auch der Abhängigkeit der Signifikanten von der bezeichneten Realität Gerechtigkeit widerfahren zu lassen“ (Koschorke/Vogel 2008, 2).

Nun könnte es freilich sein, dass die Verhältnisse zwischen Erkenntnisinstrumenten und Erkenntniswirklichkeit, zwischen ‚Signifikanten und bezeichneter Realität‘ unüberschaubarer sind, als es die eine oder andere plakative begriffliche Opposition nahelegt. Dies zeigt geradezu exemplarisch ein Beispiel, das 2010 Europa einige Zeit in Atem gehalten hat. In welcher Weise es nämlich Simulationsmodelle, Medienbilder und Narrative sind, in deren Rahmen Messdaten erhoben und Wirklichkeiten konstituiert werden, die ihrerseits auf ihre ‚realen‘ Beschreibungen zurückwirken, kann kaum eindrücklicher demonstriert werden, als durch das kulturelle Szenario, das den Ausbruch des Vulkans Eyjafjallajökull und die von ihm hervorgebrachte *Aschewolke* rahmte. Obgleich diese Aschewolke – wie nicht zuletzt der europaweite Stillstand des Flugverkehrs¹⁴ zeigte – außerordentlich wirklichkeitskonstitutiv war, wurde sie von der FAZ eine *Datenwolke* genannt und Flugkapitäne der Lufthansa, die auf Erkundungsflügen nach ihr Ausschau hielten, nannten sie eine *Fiktion*. Sicher konstituierte sich diese Aschewolke vor allem im Rahmen der Datenerhebungen und Messergebnisse etwa eines Forschungsflugzeuges des DLR, das die Wolke durch-, über- und unterflog und sie mit seinen Messgeräten gleichsam in eine ‚Datenwolke‘ verwandelte.¹⁵ Aber auch wenn sich die Aschewolke in gewissem Sinne erst in methodisch komplexen Datenerhebungsprozessen konstituierte, konnte auf der Basis dieser Daten doch festgestellt werden: „Die Summe aller Befunde belegt, dass die Aschewolke des Vulkan Eyjafjallajökull auf Island Deutschland zumindest vom 16. April bis in die Folgewoche überquert hat.“¹⁶ Sicher lässt sich die Datenerhebung nicht auf die Detektierung von realen Staubpartikeln *out there* beschränken. Sie setzt vielmehr theoretische Modelle – etwa Simulationsmodelle

14 Vgl. etwa ZEIT-ONLINE vom 25. 05. 2011[<http://www.zeit.de/news-052011/25/iptc-bdt-20110525-339-30559418xml>].

15 Vgl. hierzu den Bericht über den Messflug des Forschungsflugzeuges „Falcon 20E“ des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR) zur Charakterisierung von Partikelschichten über Deutschland nach dem Ausbruch des Eyjafjallajökull -Vulkans am 19. April 2010 [http://www.dlr.de/Portaldata/1/Resources/portal_news/newsarchiv2010_3/Bericht-zum-Falcon-Messflug-am-19.-April-2010.pdf].

16 Vgl. [http://www.dlr.de/desktopdefault.aspx/tabid-6449/10620_read-23963/].

über die Ausbreitung der Aschewolke¹⁷ – voraus, in deren Rahmen die Daten erst als Bestätigungen von Modellvoraussagen genutzt werden können.¹⁸ Die Daten entfalten ihre realitätsvalidierende Wirkung erst im Rahmen von theoretischen Modellierungen, die ihnen vorausgehen. Gleichwohl wäre es doch absurd, den Clash von Magma und Gletschereis und seine eruptiven Folgen in der Atmosphäre für eine Medienfiktion oder ein wissenschaftliches Artefakt übereifriger Simulationsprogramme zu halten. Wie auch immer man das Eyjafjallajökull-Natur- und Kultur-Ereignis einschätzt, in jedem Falle illustriert es die *hybride* Verfasstheit der ‚Realität‘,¹⁹ die von Narrativen, Mythologien, Messdaten und Computersimulationen, von kartografischen und anderen Visualisierungen²⁰ ebenso wie von Bildern der Massenmedien²¹ durchsetzt ist. Was uns hier eindrucksvoll vor Augen geführt wird, ist die Einsicht, dass sich Darstellungssysteme und Forschungsgegenstände nicht diesseits und jenseits einer Demarkationslinie bewegen, die Signifikant und Signifikat, Erkenntnis und Realität, Zeichensysteme und Wirklichkeit säuberlich trennt.

2 Wie ‚wirklichkeitsvergessen‘ ist die Zeichentheorie?

Für die von Koschorke und Vogel so genannte ‚epistemologische Unbewohnbarkeit des Realen in der Moderne‘,²² für den ‚Verlust des Realitätsbezugs‘ in den poststrukturalistischen Theorien, für die propagierte ‚Suspendierung der außersprachlichen Referenz‘ und die Postulierung einer ‚Selbstgenügsamkeit‘ und

17 Zur Beteiligung von Simulationsmodellen vgl. den Bericht des DLR „Simulation der Ausbreitung der Aschewolke“ [<https://www.zki.dlr.de/de/article/1349>].

18 Die erhobenen Messdaten dienten der Falcon – wie das DLR mitteilte – vor allem zur Validierung von Vorhersagen, die aus verschiedenen Modellen des DLR-Instituts für Physik der Atmosphäre und anderer Institutionen abgeleitet worden waren [vgl. http://www.dlr.de/desktopdefault.aspx/tabid-6449/10620_read-23963/].

19 Vgl. zu diesem Begriff der Hybridität Latour (2002, 8): „[...] es häufen sich die Hybridartikel, die eine Kreuzung sind aus Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Recht, Religion, Technik und Fiktion.“

20 Für die Konstitution der datengestützten Befunde spielen *Visualisierungen* und *Farbcodierungen* eine wesentliche Rolle. Vgl. etwa „Meteosat-9 Visualisierung der Zugbahn von Staub- und SO₂-Wolke“ [<https://www.zki.dlr.de/de/article/1349>].

21 Ein eindrucksvolles Beispiel der ‚Bildproduktion des Vulkans‘ gibt die Bilderstrecke, die der Namensaufruf „Eyjafjallajökull“ bei Google zur Verfügung stellt.

22 Vgl. Koschorke/Vogel 2008, 2.

Autonomie der Symbolsysteme wird in der Regel – wie oben bereits angedeutet wurde – eine Bewegung der neueren Philosophie verantwortlich gemacht, die Richard Rorty als „linguistic turn“ bezeichnet hat.²³ Für Rorty zeichnet sich diese „sprachanalytische Kehre“ (Rorty 1994, 284)²⁴ der Philosophie, die er eine „neue Variante des Kantianismus“ nennt, vor allem dadurch aus, „daß sie sich das Vorstellen nicht als eine mentale, sondern als eine sprachliche Tätigkeit denkt [...] und die Sprachphilosophie für die Disziplin hält, die die Grundlegung der Erkenntnis leistet“ (Rorty 1994, 18). Der sprachanalytische Ansatz geht von der erkenntnistheoretischen Prämisse aus, „daß wir keinen epistemischen Zugang zu den Phänomenen haben, der unabhängig von Sätzen ist“ (Bieri 1981, 14). Die Phänomene – so Bieris Kennzeichnung – sind uns nicht „zunächst unabhängig von allen Beschreibungen“ und vorgängig zu diesen gegeben. Sie enthüllen sich nicht als sie selbst, wenn wir die jeweiligen Beschreibungen „einklammern“ (ebd.), weil sie mit diesen Beschreibungen epistemologisch verwoben sind. Die sprachanalytische Wende der Philosophie führt so zu einer Aufwertung der Rolle der Sprache bzw. semiologischer Ordnungen und Systeme überhaupt, eine Aufwertung freilich, die bereits für den sprachphilosophischen Diskurs des frühen neunzehnten Jahrhunderts charakteristisch war, der Sprache von einem ‚Kustos‘ einem ‚abbildenden Werkzeug‘ des Denkens²⁵ (und hierdurch vermittelt der Realität), zum ‚bildenden Organ des Gedankens‘,²⁶ zu einem wirklichkeitskonstitutiven Medium, hatte werden lassen. ‚Bezeichnen‘ heißt deshalb für Humboldt nicht ein vom Zeichenprozess unabhängiges, vorgängiges zu Bezeichnendes, ein Signifikat, ‚abzubilden‘, zu ‚repräsentieren‘, sondern vielmehr „erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste“ zu vollenden.²⁷ Dass es ‚die Phänomene selbst‘ ohne ihre sprachliche Vermittlung nicht gibt, ist deshalb eine Grundüberzeugung der mit dem linguistic turn einsetzenden philosophischen Bewegung,²⁸ eine Überzeugung, aus der sich bei oberflächlichem Besehen in der Tat der poststrukturalistische Gedanke, dass es ‚ein Signifikat, dessen Gehalt außerhalb

23 Vgl. oben Anm. 9.

24 Vgl. Searle 2001, 24 (hier auf S. 1); Dummett bezeichnete sie als „Wende zur Sprache“ (1992, 11 ff.).

25 Für Kant fungieren sprachliche Zeichen lediglich als Instrumente der reproduzierenden Einbildungskraft, die dadurch bestimmt sind, dass sie – wie von Humboldt formuliert, „etwas, das früher da ist, nachzubilden“ streben (Humboldt 1880, 27). Sprachliche Zeichen sind „Charakterismen“, die „den Begriff nur als Wächter (custos)“ begleiten, [...] „um ihn gelegentlich zu reproduzieren“ (Kant 1959, 497).

26 Humboldt GS 5, 374; GS 7, 53.

27 Vgl. Humboldt GS 5, 436.

28 Vgl. Bieri 1981, 14.

der Sprache seinen Ort habe, nicht geben könne', zu legitimieren scheint. Insofern sind es nicht zufällig *linguistic turn* und Poststrukturalismus, gegen die sich der *realistic turn* in einer epistemologischen Gegenbewegung wendet, indem er eine ‚Epoche nach den Zeichen‘ ausruft, in der Sprache und Zeichen nun von ihrem erkenntniskonstitutiven Amt suspendiert werden und ‚der Abhängigkeit der Signifikanten von der bezeichneten Realität wieder Gerechtigkeit widerfahren soll‘.

Freilich legitimieren die epistemologischen Prämissen der Philosophie des *linguistic turn* nur scheinbar die poststrukturalistische ‚Wirklichkeitsvergessenheit‘. Aus der sprachanalytischen Überzeugung, Sprache und semiologischen Systemen käme eine erkenntniskonstitutive Funktion zu, folgt nämlich keineswegs, dass mit diesen eine ‚objektive Referenz‘ auf Dinge ‚da draußen‘ nicht möglich sei.²⁹ Aus Rortys These, dass „unsere Gewissheit [...] eine Funktion des Miteinandersprechens von Personen“ und nicht eine „ihrer Interaktion mit einer nicht-menschlichen Realität“ (Rorty 1994, 176) sein werde, folgt nicht, dass Erkenntnisverfahren, die – so noch einmal Rorty – „nicht nach einem unerschütterlichen Fundament Ausschau halten, sondern nach unanfechtbaren Argumenten“ (ebd.), notwendigerweise mit einer Desavouierung des Realen verbunden wären. Auch wenn wir davon ausgehen, dass Prozesse der Generierung von Erkenntnisevidenz diskursiver, zeichenvermittelter Natur sind, heißt das nicht, dass das Wirkliche im erkenntniskonstitutiven Spiel der Zeichen keine bedeutende Rolle spielte. Hierfür möchte ich im Folgenden argumentieren und dabei zugleich einen kleinen Beitrag zur Stützung der Koschorke/Vogelschen These leisten, dass sich das *Reale* in der Moderne als eine *Grenzfigur*³⁰ erweise, die weder ganz innerhalb, noch ganz außerhalb symbolischer Ordnungen beheimatet sei.

Die Zeichentheorie sieht sich – insbesondere nach ihrer Renaissance in Strukturalismus und Poststrukturalismus – nicht selten dem Vorwurf ausgesetzt, dass sie nicht nur dazu tendiere, die Frage der Bezugnahme von Zeichensystemen auf die ‚Dinge‘ einer transsemiotischen Realwelt aus ihrem Theorierahmen auszublenken, sondern dass sie diese Frage darüber hinaus deshalb für epistemologisch naiv halte, weil Wirklichkeit sich ohnehin nur als konstruktiver Effekt von Zeichenprozessen verstehen lasse. Diese nicht nur im Horizont der Diskurse des *realistic turn* vorgetragene Kritik trifft ohne Zweifel auf weite Teile der strukturalistischen und der poststrukturalistischen Zeichentheorie zu, nicht allerdings auf einen Typus von Zeichentheorie, der mit Namen wie Peirce, Mead und Saussure

²⁹ Rorty 1994, 295; meine Kursivierung.

³⁰ Als „Grenzbegriff“ bezeichnet bereits Kant das „Ding an sich selbst“ (KrV, B 310).

verbunden ist.³¹ In der Tat schließen Theorien dieses Typs in ihrer Modellierung der Semiose die Dimension des Realitätsbezugs von Zeichen keineswegs aus. Das Problem der Referenz läßt sich in einem zeichentheoretischen Theorierahmen durchaus auch dann angemessen entfalten, wenn man Zeichen (insbesondere Sprachzeichen) eine erkenntniskonstitutive Rolle zuweist. Freilich kann die Idee der Referenz nur dann epistemologisch überzeugend ausgeführt werden, wenn – wie Brandom feststellt – jener ‚repräsentationale Sumpf ausgetrocknet wird‘, in dem das Referenzproblem lange situiert war.³² Ein Kern dieses Sumpfes besteht in dem, was Putnam das ‚aristotelische Schema‘ nennt, ein Schema, das sich – so Putnam – „als erstaunlich strapazierfähig erwiesen hat“: „Sobald wir ein Wort oder sonst ein ‚Zeichen‘ verstehen, verknüpfen wir das Wort nach diesem Schema mit einem ‚Begriff‘, und dieser Begriff bestimmt, worauf sich das Wort bezieht“ (Putnam 1999, 52).³³ Wie sich zeigen wird, läßt sich ein angemessener Begriff von Referenz nicht im Rahmen dieses Schemas, sondern nur im Raum dessen konzeptualisieren, was Brandom „inferentiellen Holismus“ nennt.³⁴ Ehe es Sprachzeichen im Zuge eines „extralinguistischen Bezugs“ (Brandom 2000, 442) möglich ist, Gegenstände aus dem Feld des Wirklichen herauszugreifen und auf sie zu referieren, müssen diese Zeichen ihrerseits auf andere Zeichen des sprachlichen Netzwerkes in „intra-linguistischer Referenz“ (ebd.) Bezug nehmen können. Bedeutung ist eine Angelegenheit holistischer Zeichennetzwerke, die durch inferentielle Praktiken aufeinander bezogen sind. Das Verfügen über die Bedeutung eines Zeichens – sie ist es, die es erlaubt, auf Gegenstände einer Realwelt Bezug zu nehmen – ist keine Angelegenheit der Kenntnis singular-autonomer semantisch-kognitiver Entitäten, die im mentalen Lexikon aufbewahrt sind, sondern vielmehr eine Angelegenheit des Vermögens, die Bedeutung von Zeichen zu erläutern, zu paraphrasieren, zu explizieren oder zu kommentieren etc., oder – kurz: des Vermögens, die Bedeutung von Zeichen in Mikro-Narrationen³⁵ – oder, wie ich sie nennen möchte, in *Transkriptionen*³⁶ – zu entfalten. Eine im weitesten Sinne ‚sprachanalytische‘ Zeichentheorie schließt also die referentielle Dimen-

31 Dabei ist freilich nicht der Saussure des *Cours de linguistique générale* gemeint, der nichts weniger ist, als eine Erfindung des Strukturalismus. Vgl. etwa Jäger 2010.

32 Vgl. Brandom 2001, 20; Brandom hält diesen ‚Sumpf‘ unberechtigterweise für einen, der „mehr oder weniger Saussurescher Provenienz“ sei. Selbst im *Cours*, erst recht aber in den ‚Notes‘ ist die Zeichen-Idee Saussures dezidiert gegen das repräsentationalistische Paradigma gewendet. Siehe hierzu unten.

33 Vgl. ebenso Putnam 1980, 85.

34 Vgl. Brandom 2000, 666.

35 Vgl. hierzu Jäger 2016.

36 Vgl. zum Transkriptionsbegriff Jäger (2012) sowie die hier weiter angegebene Literatur.

sion der Semiose, den Wirklichkeitsbezug des Zeichens, nicht aus, sondern situert ihn in einem inferentiellen Rahmen. Sie weist einen Referenzbegriff zurück, der im Denkraum des aristotelischen Schemas heimisch ist.

Dieses konzeptualisiert das Beziehungsgefüge von Sprache, Geist und Wirklichkeit im Lichte eines Modells der ‚doppelten Repräsentation‘: Bewusstseins- und Erkenntnisssysteme fungieren wie Spiegel, in denen auf einer ersten Stufe der Repräsentation eine von den erkennenden Subjekten unabhängige Wirklichkeit abgebildet wird. Zeichensysteme dienen dann dazu, auf einer zweiten Stufe der Repräsentation diese erststufigen geistigen Repräsentationen der Wirklichkeit ihrerseits zu repräsentieren. Als Ort der ‚Wirklichkeitsberührung‘ fungieren also der ‚Geist‘ und seine peripheren Sinnessysteme, über die sich die Wirklichkeit in den Geist einschreibt, die dann über Signifikantensysteme bei Bedarf zum Ausdruck gebracht werden kann. Der Sprache kommt in diesem Modell, wie Brandom formuliert, „eine sekundäre, zeitlich nachgeordnete, bloß instrumentelle Rolle“ (Brandom 2001, 14) zu, nämlich die, im Geist vorliegende mentale Repräsentationen in einem zweiten Schritt noch einmal semiotisch zu repräsentieren. Der Geist repräsentiert die Wirklichkeit und die Sprache repräsentiert den Geist.

Lange bevor nun *linguistic turn* und *Poststrukturalismus* die Bühne geisteswissenschaftlicher Diskurse betreten haben, hatten Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie des auslaufenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts das Modell der doppelten Repräsentation grundlegend kritisiert: Kant etwa tat dies dadurch, dass er die erste Stufe der Repräsentation aus den Angeln hob: der Geist spiegelt nicht einfach die Wirklichkeit. Auch wenn unsere Erkenntnis mit der Erfahrung ‚anhebt‘, ‚entspringt‘ sie doch nicht aus ihr.³⁷ Das, was uns ‚berührt‘, wenn uns die Wirklichkeit berührt, ist nichts, was im Modus der Berührung bereits begriffen wäre, weil – wie Kant formulierte, „Erscheinungen eine notwendige Beziehung auf den Verstand haben.“³⁸ Zwar müsste der Verstand ohne die Anschauung ‚leer‘ bleiben, aber diese ihrerseits bliebe ‚blind‘ ohne die begreifenden Leis-

37 Vgl. KrV: „Wenn aber gleich alle unserer Erkenntnis mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung.“

38 Vgl. KrV, 175a. Kant nennt deshalb „Wahrnehmung“ eine „Erscheinung wenn sie mit Bewußtsein verbunden ist“ (KrV, 175a): „Daß die Einbildungskraft ein notwendiges Ingredienz der Wahrnehmung selbst sei, daran hat wohl noch kein Psychologe gedacht. Das kommt daher, weil man dieses Vermögen teils nur auf Reproduktion einschränkte, teils, weil man glaubte, die Sinne lieferten uns nicht allein Eindrücke, sondern setzten solche sogar zusammen, und brächten Bilder der Gegenstände zuwege, wozu ohne Zweifel, außer der Empfänglichkeit der Eindrücke, noch etwas mehr, nämlich eine Funktion der Synthesis derselben erfordert wird“ (KrV, 176a Anmerkung).

tungen des Verstandes.³⁹ Insofern ist also auf der ersten Stufe des Modells der doppelten Repräsentation, der erkenntnistheoretischen, bereits in das kantische Denken ein konstruktivistisches Moment eingeschrieben. Auf der zweiten Stufe des Modells freilich, der semiotischen, lässt Kant dann weiterhin alles beim Alten: Sprachliche Zeichen sind für ihn „bloße [...] Bezeichnungen der Begriffe [...], die [...] jenen nach dem Gesetze der Assoziation der Einbildungskraft, mithin in subjektiver Absicht zum Mittel der Reproduktion dienen.“⁴⁰ Als ‚Bezeichnung der Gedanken‘ kommt der Sprache nur die Aufgabe der nachträglichen Repräsentation der zuvor aus der Synthesis von Sinnlichkeit und Verstand hervorgegangenen Erkenntnisse zu. Diese Marginalisierung der Sprache ändert erst Humboldt, der ihr eine wesentliche Rolle bei den Strukturierungsleistungen des Geistes zuweist: Es sind die Sprachen und die mit ihnen vermittelten „eigenthümliche[n] Weltansichten“ (Humboldt GS 7, 60), die die Bedingungen dafür festlegen, auf welche Weise uns die Welt ‚berührt‘: Die Sprache ist – wie Humboldt formuliert – „das bildende Organ des Gedanken“ (Humboldt GS7, 53) – oder wie wir auch sagen könnten, eine Vielfalt individualisierter ‚Organe‘, in denen die Weltbezugnahme der Sprachsubjekte organisiert ist. Es sind die kulturellen Erzählungen, in denen je individuelle Weltentwürfe und damit je individuelle Welten⁴¹ als verschiedene „Weisen der Welterzeugung“ (Goodman 1984) generiert werden. Auch wenn es also gleichsam inferentielle Sprach- und Zeichensysteme sind, durch die die referentiellen Weltbezugnahmen bestimmt sind, bleiben diese letzteren doch ein wesentliches Moment der Semiose bzw. dessen, was Humboldt das „Verfahren der Sprache“ (Humboldt GS7, 53) nennt: „Der Mensch lebt mit den Gegenständen [...] so, wie die Sprache sie ihm zuführt“ (ebd., 60).

Bereits für Humboldts sprachphilosophische Position, die in vieler Hinsicht eine Antizipation der später von Dummett als „Wende zur Sprache“ (1992, 11 ff.) bezeichneten epistemologischen Kehre darstellt, wäre es also unangemessen, in ihr eine theoretische Legitimation für jene erkenntnistheoretischen Positionen zu vermuten, die die ‚Wirklichkeit‘ zu einem bloßen Derivat von Zeichenprozessen erklären. Gerade vor dem Hintergrund der jüngeren Debatten über *linguistic turn*, *Poststrukturalismus* und *konstruktivistische* Erkenntnistheorie ist es vielleicht angebracht, darauf hinzuweisen, dass sich die Tradition des sprach- und

³⁹ Vgl. KrV, B 75: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es ebenso notwendig, seine Begriff sinnlich zu machen [...], als seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d. i. sie unter Begriff zu bringen).“

⁴⁰ Vgl. Kant KU § 59, 211 f; vgl. auch Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, WZB 10, 498: „Alle Sprache ist Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichste Art der Gedankenbezeichnung ist die durch Sprache, diesem größten Mittel, sich selbst und andere zu verstehen.“

⁴¹ Zum Begriff der Individualität in Humboldts Sprachphilosophie vgl. Jäger (1988).

zeichentheoretischen Denkens, die von Humboldt über Saussure und Peirce bis zu Cassirer und Mead reicht, keineswegs dafür instrumentalisieren lässt, das Wirkliche für nichts weiter zu halten, als für ein Derivat von Zeichenordnungen. Weder diese Tradition, noch ihre Ausläufer bei der sprachanalytischen Philosophie können dafür verantwortlich gemacht werden, dass – um eine Formulierung Koschorkes zu verwenden – „die Realität epistemologisch unbewohnbar geworden“ (Koschorke/Vogel 2008, 2) ist. Wie für Peirce bleibt für das semiologisch-sprachanalytische Denken insgesamt die Einsicht wesentlich, dass eine Sprach- und Zeichentheorie nicht die Konsequenz haben darf, dass unentscheidbar wird, ob Zeichen „sich auf das Universum der Realität oder ein fiktionales Universum“ (Peirce CP 8, 368) beziehen.⁴² Die Operationen des semiologischen Systems sind nicht notwendig mit einer Exklusion von Referenz und extralinguistischer Bezugnahme verbunden. Sie entfalten vielmehr nur die inferentiellen Bedingungen, die extralinguistische Referenz erst ermöglichen.

3 Referenz und Inferenz: Bezugnahmeformen

Wie Brandom gezeigt hat, muss die Fähigkeit von Subjekten, mit Zeichen auf Gegenstände einer transsemiotischen Welt Bezug zu nehmen, in Begriffen der Fähigkeit erklärt werden, mit Zeichen auf Zeichen Bezug zu nehmen. Brandom hat seine Maxime so formuliert, dass „in der Reihenfolge semantischer Erklärungen der Inferenz Vorrang vor der Referenz eingeräumt werden muß“ (Brandom 2001, 9). Mit dieser Priorisierung inferentieller vor referenziellen Bezugnahmen bindet Brandom den repräsentationalen Gehalt von Begriffen und Behauptungen an den Raum sprachlicher Diskursivität.⁴³ Kognitive Operationen, die Bezugnahmen auf Gegenstände und Sachverhalte einer externen Welt organisieren, sind für ihn auf einen kommunikativen Raum angewiesen, in dem Subjekte durch den inferentiellen Bezug von Zeichen auf Zeichen die Semantiken verhandeln, mit denen referentielle Bezugnahmen erst möglich werden.⁴⁴

⁴² Zitiert wird wie folgt: CP 8, 368 bezieht sich auf den Paragraphen 368 in Bd. 8.

⁴³ Vgl. Brandom 2001, 207 ff.; vgl. etwa auch Brandom 2000, 399 f: „Die für uns charakteristische Verstandesfähigkeit ist ein Status, der im Rahmen einer Struktur wechselseitigen Anerkennens gewonnen wird [...]. Der spezifisch diskursive Charakter dieser normativen sozialen Struktur [...] besteht in der inferentiellen Gliederung dieser Anerkennungspraktiken. Wir sind diejenigen, die Gründe für das, was wir sagen und tun, geben und verlangen.“

⁴⁴ Das Verfügen über begriffliche Gehalte, das eine zentrale Voraussetzung der Bezugnahme auf transsemiotische Sachverhalte darstellt, ist – so Brandom – eine „sprachliche Angelegen-

Die Konstitution und Beglaubigung von Sinn lässt sich nicht auf dem Wege der jeweiligen referentiellen Abgleichung von Zeichensystemen mit einer medien-transzendenten Realwelt bzw. ihren kognitiven Repräsentationen vollziehen. Hier hat die ‚Aufklärungsvision‘ des ‚externen Realismus‘ Searlescher Provenienz irreparablen Schaden genommen. Eine „beobachtungsinvariante Welt“ steht – wie Luhmann (1992, 75) bemerkt – für die Prüfung des Adäquationsgrades semiologischer Darstellungssysteme nicht zur Verfügung. Die Geltung und die semantische Evidenz von kulturellem Sinn verdanken sich einem Prinzip, das man Inferentialitäts-Prinzip oder auch Interpretations-Prinzip nennen könnte. Das referentielle Verwenden von Zeichen zur Bezugnahme auf eine (zeichen-transzendente) Welt ist allein kein denkbare Fundament für die sinnkonstitutiven Leistungen von Zeichensystemen. Referenz (ohne Inferenz) ist, anders als dies Searle in seiner Sprechhandlungstheorie vor dem Hintergrund seines ‚externen Realismus‘ vertreten hat, keine autonome Sprechhandlung. Von den beiden Leistungen, die bei Searle den ‚propositionalen Akt‘ ausmachen – ‚Referenz‘ und ‚Prädikation‘ – hält Searle allein Referenz, d. h. das Herausgreifen von Gegenständen aus dem Universum der Gegenstandswelt für einen selbständigen Akt, während Prädikation nur unselbständig auf die vorgängige Referenz bezogen bleibt.⁴⁵ Nun ist freilich Referenz ohne inferentielle Rahmung nicht möglich. Ohne prädikative Bestimmung wäre ein Referenzobjekt als Objekt möglicher Bezugnahme nicht identifizierbar. Dies gilt – wie Saussure gezeigt hat – selbst für die Bezugnahme auf materielle Gegenstände, weil auch hier „das Wesen des Gegenstandes selbst tatsächlich [nicht] so beschaffen ist, dass es dem Wort eine positive Bedeutung gibt“ (Saussure 2003, 142).⁴⁶ Der „Eindruck, der von einem materiellen Gegenstand herrührt, [kann] selbst niemals auch nur eine einzige sprachliche Kategorie hervorbringen“ (Saussure 2003, 143). Auch materielle Gegenstände „berührt – wie Saussure formuliert – das Wort [...] nur gemäß einem Begriff“, der seinerseits freilich seine Bedeutung in jenem inferentiellen Spiel erhält, das von der Sprache

heit, nicht in dem Sinn, das man sprechen muß, um es zu tun, sondern in dem Sinn, daß man ein Mitspieler im wesentlich sprachlichen Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen sein muß, um [zum Verfügen über begriffliche Gehalte] in der Lage zu sein.“ Vgl. Brandom 2000, 26. Brandom geht hier davon aus, „daß die Eigenschaft, über propositionale Gehalte zu verfügen, anhand der Praktiken des Liefers und Forderns von Gründen zu verstehen [ist]. Eine zentrale Behauptung lautet, daß diese Praktiken als soziale Praktiken zu verstehen sind – ja als sprachliche“ (Brandom 2000, 219).

⁴⁵ Vgl. Searle 1971, 187: Searle vertritt hier die These, „daß die Prädikation in einem sehr entscheidenden Sinne überhaupt keinen selbständigen Sprechakt darstellt und sich dadurch von der Referenz [...] unterscheidet.“

⁴⁶ Vgl. hierzu Saussures Überlegungen in den Gartenhausnotizen (Saussure 2003).

als der „großartige[n] Maschine ihrer negativen Kategorien“ (ebd.) fortwährend in Gang gehalten wird. Sprach- und Zeichensysteme, die auf eine semantische Referenzfunktion eingeschränkt blieben, könnten deshalb keine Sprach- oder Mediensysteme im definitiven Sinne sein. Für Sprachen gilt, dass sie in einem für sie konstitutiven Sinne über die Möglichkeit verfügen müssen, die semiologischen Mittel, mit denen ihre Verwender interagieren und durch die sie sich auf die Welt beziehen, jederzeit als solche Mittel zu fokussieren, zu thematisieren und sie im Interesse der Selbst- und Fremdverständigung in autoreferentiellen oder interaktiven semiologischen Aktivitäten semantisch zu bearbeiten.⁴⁷ Die Fähigkeit, selbst hervorgebrachte oder kommunikativ vorgefundene Zeichenvorkommnisse (Skripturen) zu zitieren, zu paraphrasieren, zu explizieren, zu erläutern oder zu interpretieren, um auf diese Weise ihren Verwendungssinn fortzuschreiben, ihn zu transkribieren, muss als ein Vermögen angesehen werden, das für das operative Wissen der Akteure als semantisches Netzwissen⁴⁸ konstitutiv ist, die sich in der Sphäre der Zeichenordnungen bewegen. Die medienimmanente Genese des Sinns folgt einem semiotischen Gesetz, das Peirce so formuliert hat (Peirce 1867–1871/1984, 173):

Aus der Tatsache, daß jeder Gedanke ein Zeichen ist, folgt, daß der Gedanke einen weiteren Gedanken adressieren muß, weil darin das Wesen des Zeichens besteht. [...] jeder Gedanke muß durch einen anderen Gedanken interpretiert worden sein.

Es gibt – so Peirce – „keine Ausnahme von dem Gesetz, daß jedes Gedanken-Zeichen durch ein folgendes übersetzt oder interpretiert worden sein muß [...]“⁴⁹

Mit sprachlichen Ausdrücken auf die Welt Bezug nehmen zu können, setzt also voraus, dass die semantischen Gehalte der sprachlichen Äußerungen, mit denen Sprecher einen solchen Bezug herstellen, in ihrer Implizitheit expliziert, in ihrer Unklarheit erläutert, in ihrer Unverständlichkeit paraphrasiert sowie gegenüber Zweifeln legitimiert und begründet werden können etc., es setzt voraus, dass die Sprecher in einen Diskurs transkriptiver – in gewissem Sinne interpretieren-

⁴⁷ Vgl. Brandom 2001, 210 f.: „Auf der Seite der propositional gehaltvollen Sprechakte [...], schlägt sich die wesentliche inferentielle Gliederung des Propositionalen in der Tatsache nieder, daß das Spiel des Gebens und Verlangens von Gründen das Herzstück der spezifisch sprachlichen Praxis ist [...] Ansprüche bzw. Behauptungen dienen als Gründe und bedürfen ihrerseits der Begründung oder Rechtfertigung. Sie verdanken ihre Gehalte teilweise der Rolle, die sie in einem Netzwerk von Inferenzen spielen.“

⁴⁸ Vgl. hierzu etwa Saussures Theoriefragment *Notes Item*, in dem die Netzverwobenheit sprachlicher Zeichen theoretisch entfaltet wird; Saussure 1916/1974, 35 ff. (3306–3324 = N 15.1–19); vgl. hierzu etwa Jäger (2010, 144 ff.).

⁴⁹ Vgl. *Some Consequences of Four Incapacities*. In: Peirce 1984, 224.

der Bezugnahme auf ihren eigenen Sprachgebrauch einzutreten vermögen. Ein solches transkriptives Vermögen ist ein Grundprinzip der Prozessierung von kultureller Semantik.

Semantiken verdanken sich also epistemologisch nicht einem Reich medienfreier Kognition oder einer ontologischen Ordnung der ‚Welt selbst‘. Ihre Funktion kann sich nicht darin erschöpfen, Weisen bereitzustellen, in denen eine prämediale (,ontologische‘) Welt dargestellt, abgebildet, gespiegelt zu werden vermag. Wir verfügen über keinen exzentrischen archimedischen Punkt, der es uns erlaubte, die Adäquatheit unserer Bezugnahmen auf die Welt unabhängig von medialen Darstellungssystemen zu beurteilen,⁵⁰ was im Übrigen die Wahrheitsfrage nicht obsolet werden lässt.⁵¹ Wir müssen uns also auf Semantiken stützen, für die das Interpretations-Prinzip konstitutiv ist. Die Genese, Fortschreibung und Geltungsauszeichnung von Sinn operiert über verschiedene Arten der Bezugnahme, die sich in einem erkenntnistheoretischen Sinn nicht vorgängig zwischen Zeichensystemen und der ‚Dadraußenheit‘ der Welt abspielen,⁵² sondern sich prioritär einmal zwischen verschiedenen (medialen) Zeichensystemen und zum Zweiten auch innerhalb desselben Zeichensystems, also inferentiell vollziehen, wenn sie auch – wie sich noch zeigen wird, auf ein referentielles Moment durchaus konstitutiv angewiesen sind.

4 Indexikalität: Das Reale und die Semiose

Kern der bislang skizzierten Hypothese besteht in der Annahme, dass medienimmanente Bezugnahmen als die Bedingung der Möglichkeit medientranszendierender Bezugnahmen von Zeichen auf außersprachliche Objekte und Sachverhalte angesehen werden müssen, wobei allerdings Semiosen ohne zeichentranszendierende Referenzfunktion nicht als vollständige Semiosen gelten könnten. Die Hypothese folgt der von Peirce inspirierten Einsicht Jakobsons, dass

⁵⁰ Vgl. Rorty 1994, 321.

⁵¹ Freilich kann sie nicht im Rahmen einer Korrespondenztheorie gelöst werden, weil – wie Putnam formuliert – „die Vorstellung verfehlt ist, Gegenstände existierten ‚unabhängig‘ von Begriffsschemata [...]. Wenn man von »Tatsachen« redet, ohne die verwendete Sprache anzugeben, spricht man von gar nichts“ (vgl. Putnam 1999, 201). Vgl. hierzu insgesamt etwa das Kapitel 4 von Putnam (1999 („Gibt es so etwas wie Bezugnahme und Wahrheit?“), 114–136) sowie das Kapitel VI von Rorty (1994 (*Erkenntnistheorie und Philosophie der Sprache*), 283–340), insbesondere 312 ff und 323 ff.

⁵² Natürlich kann man mit Zeichensystemen auf die Welt Bezug nehmen, aber nicht auf eine, die ohne Zeichensysteme strukturiert wäre.

Bedeutung nur insoweit die Bezugnahme auf Außersprachliches ermöglicht, als sie sich vorgängig in Formen der „Übersetzung“ von Zeichen durch Zeichen konstituiert.⁵³ Bislang hat allerdings unsere Skizze noch nicht deutlich gemacht, wie es referentiellen Bezugnahmen, unabhängig davon, dass sie in einer gewissen Weise erst von inferentiellen Bezugnahmen ermöglicht werden, gelingen kann, tatsächlich ihre Referenzgegenstände in der realen Welt zu erreichen. Es muss also geklärt werden, was es mit der referentiellen Macht von Zeichen auf sich hat, was Zeichen- und Mediensysteme trotz ihrer intra- und intermedialen Geschlossenheit instand setzt, auf die ‚wirkliche‘ Welt Bezug zu nehmen und diese von einer ‚imaginären‘ Welt zu unterscheiden.

Peirce hat diese Leistung bekanntlich nicht unwesentlich den indexikalischen Zeichen als einer Klasse „direkt“ referierender Zeichen zugeschrieben, bei denen es sich – so Peirce – um „reaktionshafte Zeichen“ handelt, „welche dies kraft einer realen Verbindung mit ihrem Objekt sind.“⁵⁴ Nur in ihrer Funktion als Indices sind Zeichen mit der Realität hier und jetzt verknüpft. „Die wirkliche Welt kann von einer imaginären Welt nicht durch irgendeine Beschreibung unterschieden werden.“⁵⁵ Allein die Zeichenart des Index ermöglicht den Bezug auf eine ‚wirkliche‘ Welt ‚da-draußen‘, und erlaubt deshalb eine Entscheidung darüber, ob Zeichen „sich auf das Universum der Realität oder auf ein fiktionales Universum“ beziehen.⁵⁶ Der Index macht diese Entscheidung möglich, weil er als ein Zeichen angesehen werden muß, „das sich auf das von ihm denotierte Objekt bezieht, indem dieses Objekt faktisch auf es einwirkt.“⁵⁷ Er wird von seinem Objekt affiziert und teilt genau deshalb „notwendigerweise auch mit dem Objekt einige gemeinsame Qualitäten, und im Hinblick auf diese Qualitäten bezieht er sich auf das Objekt.“⁵⁸ Er übt – so Peirce – „wie ein zeigender Finger eine reale

⁵³ Vgl. Jakobson 1977/1992, 99–107, besonders 104.

⁵⁴ Vgl. Peirce 1970, Bd. II, 325; die folgenden Überlegungen beziehen sich zunächst auf die noch nicht auf Sprachzeichen eingegrenzte Klasse der Zeichen überhaupt.

⁵⁵ Vgl. Peirce, CP 3, 363. 1958. An anderer Stelle formuliert Peirce: „[...] man beschreibe und beschreibe und beschreibe, und man wird niemals ein Datum oder eine Position beschreiben [...]. Man mag einwenden, daß eine Landkarte ein Diagramm ist, das Örtlichkeiten darstellt. Zweifellos, doch nicht, bevor die Projektionsmethode verstanden wurde, und nicht einmal dann, wenn nicht zuvor irgendwie zwei Punkte auf der Karte mit Punkten in der Wirklichkeit identifiziert wurden“ (vgl. CP 3, 419; (hier zitiert nach Charles S. Peirce, Schriften, Bd. II, S. 104).). Vgl. hierzu auch Pape 1999, 6.

⁵⁶ Vgl. Peirce CP 8, 368.

⁵⁷ Vgl. Peirce CP 2, 248; Der Index vermag sich – wie Apel formuliert – „an der sinnlich erfahrbaren Realität der hier und jetzt begegnenden individuellen Fakten“ fest zu machen. Vgl. Peirce/ Apel 1970, 85.

⁵⁸ Vgl. Peirce CP 2, 305; vgl. hierzu insgesamt Sebeok 2000, 93 ff.

physische Kraft, die der eines Magnetiseurs ähnlich ist, auf die Aufmerksamkeit aus [...] und [lenkt] sie auf ein partikulares Sinnesobjekt [...]“ (Peirce 1970, Bd. II, 218 f.). Er organisiert insofern – wie man sagen könnte – *die Evidenz im Augenblick* (Sommer 1996), d. h. den aller symbolisch/begrifflichen Bezugnahme vorausgehenden „aufblitzenden Augenblick“ (Sommer 1996, 205), in dem die Indices von ihren Objekten affiziert werden und – wie Peirce formuliert – die „Aufmerksamkeit durch blinden Zwang auf ihre Objekte“ (Peirce CP 1, 558) lenken.

Indices scheinen also in ihrer Zeichenfunktion durch ein Moment prä-reflexiver, prä-semiotischer und prä-inferentieller Augenblicksverstricktheit und Dingnähe charakterisiert zu sein, das allein es Zeichen ermöglichen, die Welt ‚unmittelbar‘ und unvermittelt zu ‚berühren‘ und durch diese Berührung so von ihr affiziert zu sein, dass sie in gewissem Sinn als sie selbst zum Vorschein kommt. Es hat deshalb den Anschein, als gehörten Indices zu einer Klasse *direkt referentieller* Zeichen, „in der Gegenstände dem Bewußtsein unmittelbar gegenwärtig sind und nicht durch Begriffe dargestellt werden“ (Brandom 2000, 764). Man könnte geradezu meinen, Indices seien mit einer semantischen Momentaneitäts-Aura ausgestattet, die zugleich die Aura epistemischer Evidenz⁵⁹ ist: auch diese ‚magnetisiert‘ die Aufmerksamkeit und erzeugt den ‚aufblitzenden Augenblick‘ subjektiver unmittelbarer Gewissheit, in der das Signifizierte unvermittelt zum Ausdruck kommt.

Sind also Indices – wie man sagen könnte – im Gegensatz etwa zu Symbolen, die als beschreibende Zeichen die ‚Realität‘ selbst niemals erreichen können, Zeichen der Evidenz par excellence, oder genauer, repräsentieren sie im Horizont der Semiose jene Zeichenfunktion, die als direkt-referentielle Bezugnahme jeder Form von inferentieller Bezugnahme als indexikalische Evidenz zuvorkommt? Spielen sie im Zuge der Generierung von semantischer Evidenz in Zeichensystemen eine prämierte Rolle im Verhältnis zu inferentiellen Bezugnahmen von Zeichen auf Zeichen?⁶⁰

⁵⁹ Vgl. zur Unterscheidung von epistemischer, diskursiver und semantischer Evidenz Jäger (2015, 39–62).

⁶⁰ Ein paradigmatischer Fall indexikalischer Priorität des Referentiellen vor dem Inferentiellen scheint der Fall der analogischen Fotografie zu sein, die Roland Barthes in seinem Essay *Die helle Kammer* als eine „reine Hinweissprache“ (Barthes 1989, 13) charakterisierte, in der Bilder als deiktische Gesten, derart auf sich selbst zeigen, dass die Bezugnahmeobjekte indexikalisch – und das heißt unvermittelt – als sie selbst zum Vorschein kommen: „Im Bild gibt sich der Gegenstand als ganzer zu erkennen und sein Anblick ist gewiß – im Gegensatz zum Text oder anderen Wahrnehmungsformen, die mir das Objekt in undeutlicher, anfechtbarer Weise darbieten, und mich auffordern, dem zu mißtrauen, was ich zu sehen glaube. Diese Gewißheit ist unanfechtbar [...]“ (Barthes 1989, 117).

Peirce hat diese Präferenz-Frage insofern geklärt, als er einerseits die Unverzichtbarkeit des referentiellen Momentes in der Semiose hervorhebt: „Für was steht ein Gedankenzeichen, was benennt es, was ist sein suppositum? Zweifellos der Gegenstand außerhalb von uns, wenn man an einen realen Gegenstand außerhalb von uns denkt“ (Peirce W 2, 224).⁶¹ Zugleich hat er aber auch deutlich gemacht, dass dieser referentielle Bezug auf einen Gegenstand ‚da-draußen‘, außerhalb von uns, ohne den inferentiellen Horizont der Semiose nicht möglich ist: „Aber da der Gedanke durch einen vorhergehenden Gedanken über dasselbe Objekt bestimmt ist, bezieht er sich dennoch nur auf den Gegenstand, indem er diesen vorhergehenden Gedanken bezeichnet“ (Peirce W 2, 224).⁶² Die drei Modi des Objektbezuges, Indexikalität, Ikonizität und Symbolizität sind auf ihr Zusammenwirken in der Semiose angewiesen. Sie wären als je selbständige nicht in der Lage, irgendeine Form des Bezugs zu einer transsemiotischen Welt herzustellen: Symbole hätten kein Vermögen, den inferentiellen Horizont ihrer Weltbeschreibungen zu einer wirklichen Weltberührung hin zu überschreiten und so zwischen einem ‚Universum der Realität‘ und einem ‚fiktionalen Universum‘⁶³ zu unterscheiden; und Indices wären nicht in der Lage, die Objekte ihrer Bezugnahme *als* Referenzobjekt herauszugreifen. Ein referentieller Weltbezug von Zeichen wäre also ohne Indices nicht möglich, diese ihrerseits wären aber zu ihrem Geschäft der Weltberührung ohne eine Situierung in den inferentiellen Netzwerken der Symbole nicht in der Lage. Sie sind bei ihrer ‚direkten‘ referentiellen Bezugnahme gezwungen, auf inferentielle Leistungen des symbolischen Systems zurückzugreifen.

Dies ist auch ein wesentliches Kennzeichen sprachlicher Indices. Auch für diese gilt, „daß sie erst in überindexikalischen Kontexten, die das je gemeinte ‚dies‘, ‚hier‘ und ‚jetzt‘ situieren, verstehbar werden. Pronomina, die auf Ort und Zeit verweisen, tun dies in Abhängigkeit von der Sprechsituation“ (Nagl 1992, 47). Indexikalische bzw. deiktische Zeichen sind – so Bühler – von einem Koordinatensystem abhängig, das „Orientierung im Bereich der Situationsumstände“ (Bühler 1978, 106) ermöglicht. „Aussagen mit Indikatoren drücken – wie Pape formuliert – einen unmittelbaren Bezug auf gegenwärtige Gehalte der Erfahrung in der Situation ihrer Verwendung aus“ (Pape 1997, 61 f.), wobei der so ausgedrückte Sinn strikt an diese Verwendungssituation gebunden bleibt. Da indexikalische

⁶¹ Vgl. Peirce W 2, 224; Writings of 1982.

⁶² Vgl. hierzu auch Nagl (1992, 33): „Semiotische Verstehensprozesse sind keine bloß ‚innertextuellen‘ Prozesse, in denen wir, ohne einen Wahrheits- und Objektbezug, frei interpretierend ‚von einem Text zum nächsten driften‘ können.“

⁶³ Vgl. Peirce, CP 8, 368.

Zeichen in ihrer Semantik situationsrelativ sind, bezahlen sie den Preis für die Unmittelbarkeit und Direktheit ihrer Referenz mit der Abhängigkeit von „transindexikalischen Bezügen“ (Nagl 1992, 47). Die Berührung des Zeichens mit seinem Objekt findet in einem ‚aufblitzenden Augenblick‘ statt, der für sich, ohne den Bezug auf ein überindexikalisches Bezugssystem, keine Bedeutung hervorbringen vermag: „Der Augenblick kennt keine Identität und keine Distinktionen, nicht Dieses als unterschieden von jenem, nicht Ich und nicht Welt [...]. All dies [...] kommt später: als Reflexionsprodukt, nachträgliche Verständigung dessen, dem etwas geschehen ist, über das was ihm geschehen ist“ (Sommer 1996, 207). In diesem Sinne hatte bereits Hegel in seiner Analyse der sinnlichen Gewissheit in der Phänomenologie des Geistes darauf aufmerksam gemacht, daß indexikalische Zeichen ohne den Bezug auf einen situationalen Rahmen semantisch leer bleiben (Hegel 1972, 84):

Auf die Frage: Was ist das Jetzt? antworten wir also zum Beispiel: das Jetzt ist die Nacht. Um die Wahrheit dieser sinnlichen Gewissheit zu prüfen, ist ein einfacher Versuch hinreichend. Wir schreiben diese Wahrheit auf; eine Wahrheit kann durch das Aufschreiben nicht verlieren; ebenso wenig dadurch, daß wir sie aufbewahren. Sehen wir jetzt, diesen Mittag, die aufgeschriebene Wahrheit wieder an, so werden wir sagen müssen, daß sie schal geworden ist.

Wir können hier ein kleines Resümee ziehen. Mit dem Peirceschen Modell der Semiosis können wir davon ausgehen, dass unabhängig davon, in welchem medialen Format Zeichen prozessiert werden –, weder ikonische, noch indexikalische Zeichen ohne den Resonanzraum symbolischer Zeichen zu Bezugnahmen auf ihre Objekte in der Lage wären, wobei allerdings umgekehrt auch gilt, dass insbesondere ohne Indices eine lediglich imaginierte Welt von einer realen Welt nicht zu unterscheiden wäre.⁶⁴ Diese Feststellung ist von einiger Bedeutung für eine theoretische Erwägung des Verhältnisses von Zeichen und Realität: Sie macht nämlich einmal deutlich, dass die theoretische Modellierung einer inferentiellen Semantik ohne eine referenztheoretische Teiltheorie⁶⁵ nicht auskommt, und zum anderen, dass es einen Begriff der Referenz als Begriff der Bezugnahme von Zeichen auf die *Dadraußenheit* einer zeichentranszendente Welt ohne eine inferentielle Theorie der Bezugnahme von Zeichen auf Zeichen nicht geben kann.

Auch wenn – um noch einmal Bühler heranzuziehen – die Zeichen im ‚Symbolfeld‘ der Sprache ihre Darstellungen und Beschreibungen der Welt ohne Zuhilfenahme des indexikalisch-deiktischen ‚Zeigfelds‘ nicht authentifizieren

⁶⁴ Vgl. Peirce CP 3, 363.

⁶⁵ Vgl. hierzu etwa Johnson 1976; Van Orman Quine 1976.

könnten, sind umgekehrt indexikalische und deiktische Objektbezüge ihrerseits unabhängig von einem symbolischen Diskursraum nicht möglich. Der – von Bühler so genannte – „Mythos vom deiktischen Quellpunkt der darstellenden Sprache“ (Bühler 1978, 86) ist deshalb trügerisch, weil wir uns – wie Nagl mit Blick auf Peirce formuliert – die Sprache nicht so vorstellen können, „als enthalte sie zunächst ikonische und indexikalische ‚Elemente‘, die ‚direkt‘ bei den Objekten sind, sie in ‚Ähnlichkeitsrelationen ‚darstellen oder berühren‘ und dadurch die Basis abgeben, von der konventionelle Symbole abgeleitet sind“ (Nagl 1992, 45). Ohne das Gesamtsystem der Semiosis als operativen Rahmen von Zeichenprozessen vermöchten weder einerseits Ikone, Indices und Symbole als zeichenförmige Entitäten, noch andererseits Objekte als Adressen möglicher Referenz zu existieren. Die verschiedenen semiotischen Modi der Objektreferenz sind also miteinander verwoben und sind zugleich nicht aufeinander reduzierbar.

Ohne Zweifel ist das Indexikalische in gewissem Sinne der Ort, an dem das Reale ‚da draußen‘ in die Semiose einbricht, die Art – um Helmut Pape zu zitieren – wie die Welt in der Sprache anwesend ist.⁶⁶ Freilich vermag dieser *Einbruch* niemals seine semiologische Zeichnung abzuschütteln, die Referenzialität sich nie von Inferentialität zu befreien. Es ist die Welt selbst, die uns als handelnde Subjekte im Horizont unserer ‚Ich-Jetzt-Hier-Origo‘ (Bühler 1978, 102 ff., 107 ff., 126 ff.) als je aktuelle, situationale Erfahrungswelt umschließt. Aber wir vermögen uns als geschichtliche und soziale Wesen in ihr nur zu bewegen, weil wir mit den inferentiellen Netzen symbolischer Ordnungen verwoben sind, die sich in uns eingeschrieben haben und in die wir uns unsererseits (mehr oder minder wirkungsmächtig) einschreiben.

Bibliographie

- Assmann, Aleida/Jeftic, Karoline/Wappler, Friederike (Hg.) (2014): *Rendezvous mit dem Realen. Die Spur des Traumas in den Künsten*. Bielefeld.
- Barthes, Roland (1989): *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie*. Frankfurt a. M.
- Bieri, Peter (1981): *Generelle Einführung*. In: Ders. (Hg.): *Analytische Philosophie des Geistes*. Königstein/Ts., 1–28.
- Brandom, Robert B. (2000): *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a. M.
- Brandom, Robert B. (2001): *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a. M.
- Bühler (1978): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart.

⁶⁶ Vgl. zu der Wendung „Anwesenheit der Welt in der Sprache“ Pape 2002.

- Daston, Lorraine (1998): Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft, Kulturwissenschaft. Einheit – Gegensatz – Komplementarität?* Göttingen, 9–39.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*. Frankfurt a. M.
- Dummett, Michael (1992): *Ursprünge der analytischen Philosophie*. Frankfurt a. M.
- Foster, Hal (1996): *The Return of the Real. The Avant-Garde at the End of the Century*. Cambridge.
- Goodman, Nelson (1984): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt a. M.
- Goodman, Nelson (1998): *Sprachen der Kunst. Ein Ansatz zu einer Symboltheorie*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1972): *Phänomenologie des Geistes*. Werke in zwanzig Bänden. Bd. 3. Frankfurt a. M.
- Humboldt, Wilhelm von (1880): *Ansichten über Ästhetik und Literatur. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner 1793–1830*. Herausgegeben von Fritz Jonas. Berlin.
- Humboldt, Wilhelm von (1986): *Gesammelte Schriften*. Bd. 5 (1823–1826). Hg. v. Albert Leitzmann. Berlin (zitiert als GS 5).
- Humboldt, Wilhelm von (1986): *Gesammelte Schriften*. Bd. 7 (1. Hälfte. Einleitung zum Kawiwerk. Paralipomena). Hg. v. Albert Leitzmann. Berlin (zitiert als GS 7).
- Jäger, Ludwig (1988): Über die Individualität von Rede und Verstehen. Aspekte einer hermeneutischen Semiotik bei Wilhelm von Humboldt. In: Manfred Frank/Anselm Haverkamp (Hg.): *Poetik und Hermeneutik XIII, Individualität*. München, 76–94.
- Jäger, Ludwig (2010): *Ferdinand de Saussure. Zur Einführung*. Hamburg.
- Jäger, Ludwig (2012): *Transkription*. In: Ders./Christina Bartz/Marcus Krause/Erika Linz (Hg.): *Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen*. München, 306–315.
- Jäger, Ludwig (2015): *Semantische Evidenz. Evidenzverfahren in der kulturellen Semantik*. In: Ders./Helmut Lethen/Albrecht Koschorke (Hg.): *Auf die Wirklichkeit zeigen. Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften. Ein Reader*. Frankfurt, 39–62.
- Jäger, Ludwig (2016): *Die ‚Apartheit‘ der Semantik. Bemerkungen zum narrativen Fundament der Referenz*. In: Axel Rüth/Michael Schwarze (Hg.): *Erfahrung und Referenz: Erzählte Geschichte im 20. Jahrhundert*. Paderborn, 11–26.
- Jakobson, Roman (1977/1992): *Peirce, Bahnbrecher in der Sprachwissenschaft*. In: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*. Hrsg. von Elmar Holenstein. Frankfurt a. M., 99–107.
- Johnson, F. Grant (1976): *Referenz und Intersubjektivität. Beitrag zur philosophischen Sprachpragmatik*. Frankfurt a. M.
- Kant, Immanuel (1956): *Kritik der reinen Vernunft. Nach der ersten und zweiten Originalausgabe neu herausgegeben von Raymund Schmidt*. Hamburg. B 1 [= KrV].
- Kant, Immanuel (1959): *Werke in zehn Bänden*. Bd. 10. *Werke zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Zweiter Teil*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt.
- Koschorke, Albrecht/Vogel, Juliane (2008): *Einbruch des Realen. Konzept für eine Tagung am IFK Wien 11./12. Dezember 2008*.
- Kuhn, Thomas Samuel (1973): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Introduction by Jonas Salk. With a New Postscript by the Authors. Princeton.
- Latour, Bruno (2002): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1992): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Nagl (1992):

- Orman Quine, Willard van (1951): The two dogmas of empiricism. In: *Philosophical Review* 60, 20–43.
- Orman Quine, Willard van (1976): *Die Wurzeln der Referenz*. Übersetzt von Hermann Vetter. Frankfurt a. M.
- Pape, Helmut (1997): *Die Unsichtbarkeit der Welt. Eine visuelle Kritik neuzeitlicher Ontologie*. Frankfurt a. M.
- Pape, Helmut (1999): Indexikalität der Erfahrung oder Objektivität des Wissens? In: *Zeitschrift für Semiotik* 21, 3–14.
- Pape, Helmut (2002): Indexikalität und die Anwesenheit der Welt in der Sprache. In: Ders./Matthias Kettner (Hg.): *Indexikalität und sprachlicher Weltbezug*. Paderborn, 91–120.
- Peirce, Charles Sanders (1985): *Collected Papers of Charles Sanders Peirce. Volumes I–VI*. Edited by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Cambridge (1931–1935); Volume VII/VIII. Edited by Arthur W. Burks. Cambridge. (Zitiert wird wie folgt: CP 8, 368 bezieht sich auf den Paragraphen 368 in Band 8).
- Peirce, Charles Sanders (1867–1871/1984): *Writings of Charles S. Peirce. A Chronological Edition*. Edited by the Peirce Edition Project. Vol. 2. Bloomington. (W 2, 223 bezieht sich auf die Seite 223 in Band 2).
- Peirce, Charles S./Apel, Karl-Otto (1970): *Charles Sanders Peirce. Schriften Teil 2. Vom Pragmatismus zum Pragmatizismus*. Frankfurt a. M.
- Popper, Karl (1973): *Logik der Forschung*. 5. Aufl. Tübingen.
- Putnam, Hilary (1962): The analytic and the synthetic. In: *Minnesota Studies in the Philosophy of Science* 3, 358–397.
- Putnam, Hilary (1980): *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt a. M.
- Putnam, Hilary (1999): *Repräsentation und Realität*. Frankfurt a. M.
- Riedel, Manfred (1971): Positivismuskritik und Historismus. Über den Ursprung des Gegensatzes von Erklären und Verstehen im 19. Jahrhundert. In: Jürgen Blühdorn/Joachim Ritter (Hg.): *Positivismus im 19. Jahrhundert. Beiträge zu seiner geschichtlichen und systematischen Bedeutung*. Frankfurt a. M., 81–104.
- Rorty, Richard (1967/1992): Introduction. *Metaphilosophical difficulties of linguistic philosophy*. In: Ders. (Hg.): *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method with Two Retrospective Essays*. Chicago, 1–39.
- Rorty, Richard (1979): *Philosophy and the Mirror of Nature*. Princeton.
- Rorty, Richard (1994): *Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie*. 3. Aufl. Frankfurt a. M.
- Saussure, Ferdinand de (1916/1974): *Cours de linguistique générale*. Édition critique par Rudolf Engler. Wiesbaden.
- Saussure, Ferdinand de (2003): *Wissenschaft der Sprache. Neue Texte aus dem Nachlaß*. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Ludwig Jäger, übersetzt und textkritisch bearbeitet von Elisabeth Birk und Mareike Buss. Frankfurt a. M.
- Searle, John R. (1971): *Sprechakte. Ein sprachphilosophisches Essay*. Frankfurt a. M.
- Searle, John R. (1998/2001): *Geist, Sprache und Gesellschaft. Philosophie in der wirklichen Welt*. Frankfurt a. M.
- Sebeok, Thomas A. (2000): Indexikalität. In: Uwe Wirth (Hg.): *Die Welt als Zeichen und Hypothese. Perspektiven des semiotischen Pragmatismus von Charles Sanders Peirce*. Frankfurt a. M.
- Sommer, Manfred (1996): *Die Evidenz im Augenblick. Eine Phänomenologie der reinen Empfindung*. Frankfurt a. M.

Online-Quellen

- Programm der Graduierten-Konferenz zum Thema „Nach den Zeichen. Die Wiederkehr der Wirklichkeit“ an der FU Berlin 2007 [nicht mehr verfügbar].
- ZEIT-ONLINE vom 25. 05. 2011 [<http://www.zeit.de/news-052011/25/iptc-bdt-20110525-339-30559418xml>]; letzter Zugriff am 13. 08. 2017].
- Bericht über den Messflug des Forschungsflugzeugs „Falcon 20E“ des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR) zur „Charakterisierung von Partikelschichten über Deutschland nach dem Ausbruch des Eyjafjallajökull-Vulkans am 19. April 2010“ [http://www.dlr.de/Portaldata/1/Resources/portal_news/newsarchiv2010_3/Bericht-zum-Falcon-Messflug-am-19.-April-2010.pdf]; letzter Zugriff am 10. 08. 2017].
- Bericht des DLR „Simulation der Ausbreitung der Aschewolke“ [<https://www.zki.dlr.de/de/article/1349>]; letzter Zugriff am 10. 08. 2017].
- Messdaten [vgl. http://www.dlr.de/desktopdefault.aspx/tabid-6449/10620_read-23963/]; letzter Zugriff am 10. 08. 2017].
- Bericht „Zweiter Einsatz des DLR-Forschungsflugzeuges ‚Falcon 20E‘ erfolgreich beendet“ vom 23. 04. 2010 [http://www.dlr.de/desktopdefault.aspx/tabid-6449/10620_read-23963/]; letzter Zugriff am 10. 08. 2017].
- „Meteosat-9 Visualisierung der Zugbahn von Staub- und SO₂-Wolke“ [<https://www.zki.dlr.de/de/article/1349>]; letzter Zugriff am 10. 08. 2017].